# Spanisches Gute-Laune-Musikfest

Regisseur Christof Loy will die urspanische Musiktheater-Gattung Zarzuela über die Pyrenäen hinaus am Theater Basel etablieren.

**Dominique Spirgi**

Operette El barberillo de Lavapiés im Theater Basel. Bild: Ingo Höhn

Was ist eine Zarzuela? Wer danach googelt, bekommt zuoberst eine «Spanische Fischsuppe» als Resultat. Wir sind nun aber im Theater, also ist hier «eine typisch spanische Gattung des Musiktheaters» die richtige Antwort. Zarzuela ist ein Teil der klanglichen Identität Spaniens, liest man im Programmheft. In Madrid existiert ein ehrwürdiges Teatro de la Zarzuela, das sich gänzlich dieser Gattung verschrieben hat.

Wie will man nun diese Gattung umschreiben? Das Theater Basel spricht von «Operette». Regisseur Christof Loy, der zuletzt mit seiner Inszenierung von Puccinis «Turandot» am Theater Basel für Begeisterung gesorgt hatte, präzisiert in einer Einführungsansprache am Premierenabend des offenbar populärsten Titels dieses Genres, dass Zarzuela «näher dran ist an dem, was wir als Oper kennen».

Angesichts dessen, was nun auf der Grossen Bühne des Theater Basel zu erleben ist, dürfte Operette die stimmigere Bezeichnung sein. Wie in der deutschen oder französischen Operette wechseln gesungene Nummern und gesprochene Dialoge einander ab, wobei letztere von einem Gitarrenspieler (Marcelino Echeverría) auf der Bühne zurückhaltend begleitet werden.

Titelfigur ist der Barberillo (der kleine Barbier) Lamparilla, der auf charmant-kesse Art das Herz der ausgesprochen selbstbewussten Schneiderin Paloma erobern will – und es letztlich auch schafft. Und der so ganz nebenbei die von der Marquesita del Bierzo mit angezettelte Verschwörung gegen den verhassten Premierminister zum Durchbruch verhilft. Die Marquesita wiederum hat mit einem eifersüchtigen Liebhaber zu kämpfen – für quirlige Betriebsamkeit ist also gesorgt.

> Es ist eine Heiterkeit, die sich auf das Premierenpublikum überträgt.

### Der Komponist war von Rossinis Barbier angetan

Beim Begriff Barbier klingelt es natürlich in den Ohren der Liebhaberinnen und Lieber des Musiktheaters. Mozart hat einem in seiner Opera buffa «Le nozze di Figaro» die Ehre erwiesen, Rossini doppelte im «Barbier von Sevilla» nach. Dass der Komponist Barbieri zumindest von Rossinis Barbier angetan gewesen sein musste, ist nicht zu überhören. Barbieris Musik und das Libretto von Luis Mariano de Larra setzen in erster Linie auf den Gute-Laune-Faktor. Mit vielen Wiederholungen, mit einigen lyrischen Passagen und vor allem schmissigen spanischen Flamenco- respektive Jota- und Sevillana-Rhythmen bohrt sich die Partitur ohrwurmartig in die Köpfe des Publikums. Auf der Bühne wird auch viel getanzt, wozu mehrere Festszenen ausgiebig Gelegenheit bieten.

Entsprechend heiter gebärdet sich das Ensemble auf der Bühne. Es ist eine Heiterkeit, die sich auf das Publikum übertrug, das wiederholt Szenenapplaus spendete, gleich zweimal ein Da capo einforderte und sich zum Schluss zu Standing Ovations von den Sitzen erhob.

Daniel Oller als Barberillo Lamparilla und Carmen Artaza überzeugen in ihren Gesangspartien ebenso wie in den gesprochenen Dialogszenen. Das gilt auch für das zweite Paar mit Cristina Toledo und Santiago Sánchez sowie den beherzt auftretenden Chor, der nur in den ganz temporeichen Passagen etwas Abstimmungsschwierigkeiten offenbart. Am Dirigentenpult treibt der spanische Zarzuela-Spezialist José Miguel Pérez-Sierra das Sinfonieorchester Basel zu einem musikalischen Feuerwerk an. Christof Loy zeigt in seiner Mission als Botschafter für die Zarzuela viel Respekt für die Vorlage und ihre Provenienz. Die Inszenierung hält sich minutiös an die vorgegebene Handlung, ohne diese ironisch über ein zurückhaltendes Mass hinaus zu brechen. Als Zuschauerin, als Zuschauer verlässt man das Theater gut gelaunt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

# «Die Art Basel hat mich deprimiert»

Eva Lootz liess Metalle fliessen und stieg in Bergwerke. Jetzt zeigt das Kunsthaus Baselland das radikale Werk der 85-Jährigen.

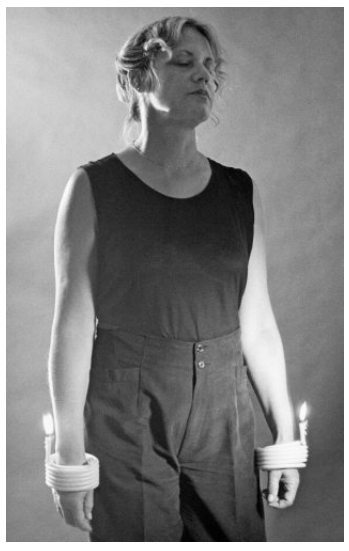
**Florian Oegerli**

«Ich werde sie ausgraben», sagt Eva Lootz in tiefstem Wienerisch, als die Kunsthaus-Direktorin sie bittet, in ihrer Muttersprache zu sprechen. Denn seit bald sechzig Jahren lebt die 85-Jährige in Spanien. Dort zählt sie zu den wichtigsten Künstlerinnen ihrer Generation.

Auch in ihrem Werk geht es ums Ausgraben. Lootz steigt hinab in die Wunden der Landschaft, in Salzminen, Bergwerke, Stollen. Sie schmolz Metalle, liess ohne Handschuhe Quecksilber über eine Edelstahl-Platte rinnen und machte so jede Schwingung der Luft sichtbar.

Ein Schwarzweissfilm von 1983 zeigt die Aktion, für die ihr ein spanisches Bergwerk 480 Kilogramm des Schwermetalls lieh. «Heute könnte ich das nicht mehr machen», sagt sie. «Die Museen haben es verboten, Quecksilber ist giftig.»

Die Natur, ob unversehrt oder nicht, spielt in ihrem Werk eine grosse Rolle. Das passt. Denn Lootz ist selbst eine Naturgewalt. Wenn sie sich mit Materien wie Quecksilber oder Kupfer auseinandersetzt, sucht sie darin keine Symbole – sondern Gesprächspartner.



Eva Lootz auf einer Aufnahme von 1993. Bild: Javier Campano

«Ich wollte nichts ausdrücken, ich wollte nichts darstellen, ich wollte keine persönlichen Aussagen machen», sagt sie über ihr Werk. Man glaubt ihr sofort. Gerne erzählt die Künstlerin vom Bergbau im alten Rom oder sie schwärmt vom Kreuzgang des Basler Münsters. Mehrfach unterbricht sie sich selbst. «Das führt zu weit», sagt sie dann.

### Basel ist ein Kind des Rheins

Dass Lootz' erste grössere deutschsprachige Retrospektive hier stattfindet, ist folgerichtig, denn mehrere Werke beziehen sich auf Basel. Eine Galerie habe sie einst zur Art Basel eingeladen, erzählt sie. «Schnell habe ich gemerkt, dass es dort nur ums Geld ging. Das hat mich deprimiert.» Also spazierte sie stattdessen dem Rhein entlang. «Alle grossen Städte sind Töchter von Flüssen», sagt sie. Der Blick aufs Rheinknie aus dem Flugzeug inspirierte sie zur Zeichnungsserie «Basilea», die derzeit in der Ausstellung hängt: Sie zeigt Flussläufe von oben, daneben organische Formen.

Gleich daneben hängen schwarze Kautschukschlangen von den Betonwänden. Sie zeigen Flüsse als Verästelungen: den Amazonas, den Yangtse, den Nil. «In den Neunzigern habe ich beschlossen, die grossen Flüsse in einen Raum zu bringen», sagt sie. Grundlage waren Landkarten aus dem 19. Jahrhundert – wohl deshalb, weil sich die Flussläufe seitdem stark verändert haben.

Die Installation «Salario» im letzten Raum ist ein Höhepunkt: Rund 40 Holzkuben reihen sich am Boden, auf jedem ein Häufchen Prattler Salz wie ein Ausrufezeichen. Darüber hängen Weidenzweige aus den Meriangärten, in Paraffin getaucht, weiss überzogen wie aus einem Gradierwerk. An der Wand Fotos von Berg- und Salzwerken aus aller Welt.

### Die Welt schaut auch zurück

Eines zeigt einen Krater voll blutrotem Wasser. «Da fällt man besser nicht hinein», kommentiert Lootz. Es ist der Corte Atalaya, ein Überrest der Kupferminen von Riotinto. Sein vergiftetes Grundwasser ist eine Wunde in der andalusischen Landschaft.

Solche Verwüstungen deutet Lootz als «negative Skulpturen». Auf der Grand Tour bestaunten Angehörige der Oberschicht einst die wichtigsten Denkmäler Europas. Die Bergwerke als Grundlage ihres Reichtums übersahen sie. «Sie sind die Unterwäsche der Geschichte», sagt die Künstlerin. Ohne Raubbau an der Natur gäbe es unsere Gesellschaft nicht; Smartphones wären ohne Seltene Erden undenkbar. Bergwerke sind für Lootz das Verdrängte, so, wie die Frau jahrhundertelang in der Kultur übersehen worden sei.

Eine Möglichkeit für ein Umdenken findet Lootz bei Jacques Lacan. Der Psychoanalytiker erklärte die Idee des souveränen Betrachters zur Illusion: «Wir schauen die Welt an, aber die Welt schaut zurück.» Ein Prinzip, das ihr Schaffen durchdringt.

So endet eine Ausstellung, die nichts Erbauliches an sich hat, sondern Verluste zeigt, aus denen vielleicht Neues entstehen kann. Und die eine Künstlerin vorstellt, deren Stimme selbst im Alter so ungezähmt wirkt wie ein unbegradigter Fluss.

«Eva Lootz», Kunsthaus Baselland, bis 25. Januar 2026.